

**HEYNE <**

### *Das Buch*

»Gestatten, mein Name ist Mercedes Thompson, und ich bin kein Werwolf. Warum mir das so wichtig ist? Nun, ich bin in einem Werwolfrudel aufgewachsen, und das ist gar nicht so leicht, wenn man selbst ein Walker ist. Werwölfe können nämlich manchmal ganz schön gefährlich sein ...«

Mercy Thompson ist eine talentierte Automechanikerin mit einer Vorliebe für Junk-Food und alte Filme. Und sie kann sich in einen Kojoten verwandeln. Als es im Reservat des Feenvolks zu einer blutigen Mordserie kommt, bittet sie ihr alter Mentor Zee, ihre besonderen Fähigkeiten einzusetzen, um den Täter aufzuspüren. Sie entdeckt, dass offenbar in allen Fällen seltene und mächtige Artefakte gestohlen wurden. Doch dann gerät Zee selbst unter Verdacht, und Mercy bleibt nur wenig Zeit, um seine Unschuld zu beweisen. Und als wäre das nicht genug, fordert Adam, der attraktive Anführer des örtlichen Werwolfrudels, endlich eine Entscheidung von Mercy: Ist sie bereit, seine Gefährtin zu werden?

### Die MERCY-THOMPSON-Serie

*Erster Roman:* Ruf des Mondes

*Zweiter Roman:* Bann des Blutes

*Dritter Roman:* Spur der Nacht

*Vierter Roman:* Schatten des Wolfes

### *Die Autorin*

Patricia Briggs, Jahrgang 1965, wuchs in Montana auf und interessiert sich seit ihrer Kindheit für Phantastisches. So studierte sie neben Geschichte auch Deutsch, denn ihre große Liebe gilt Burgen und Märchen. Neben erfolgreichen und preisgekrönten Fantasy-Romanen wie »Drachenzauber« und »Rabenzauber« widmet sie sich ihrer Mystery-Saga um Mercy Thompson. Nach mehreren Umzügen lebt die Autorin heute gemeinsam mit ihrem Mann, drei Kindern und zahlreichen Haustieren in Washington State.

PATRICIA BRIGGS



SPUR DER  
NACHT

Ein Mercy-Thompson-Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
IRON KISSED  
Deutsche Übersetzung von Regina Winter



**FSC**

**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

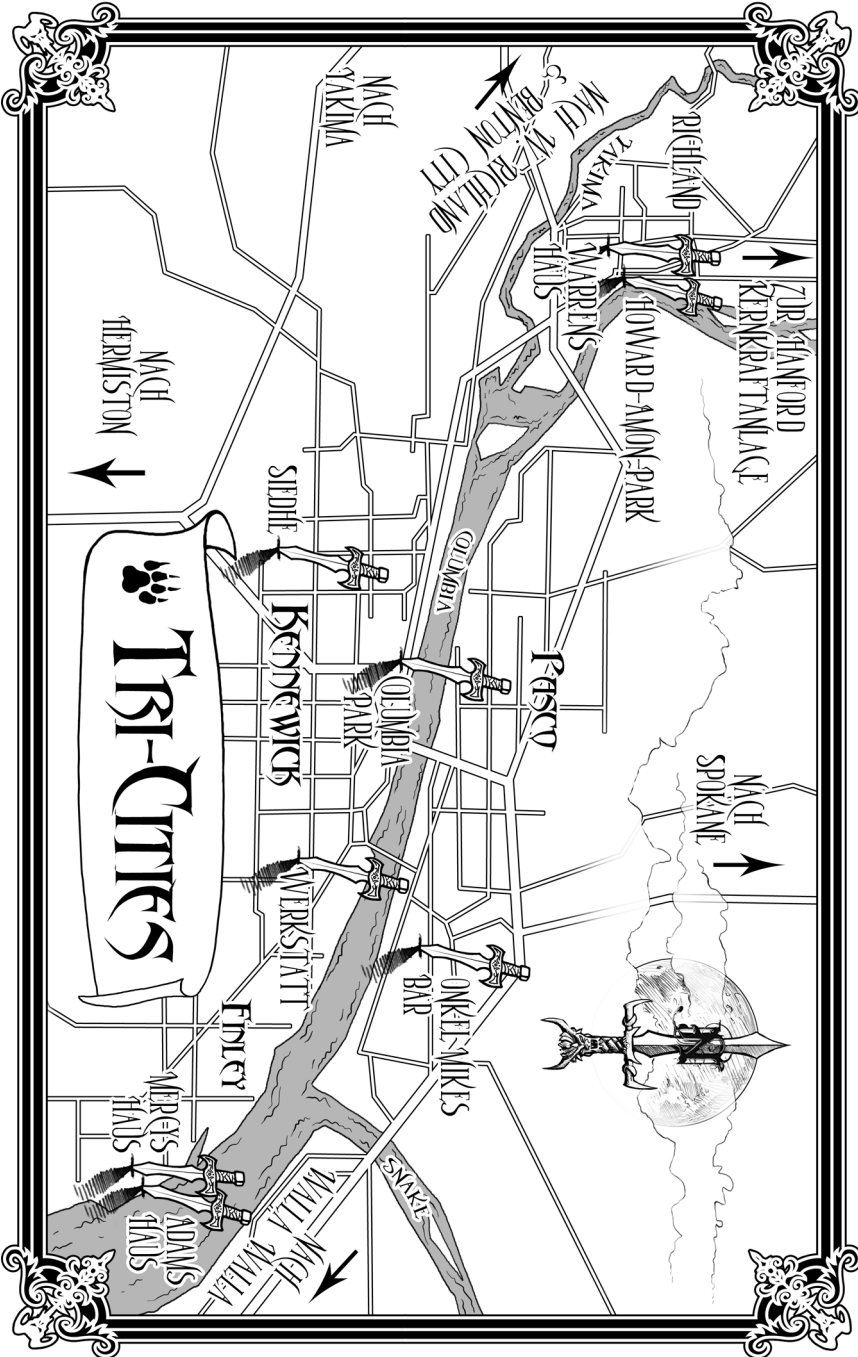
Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 02/2009  
Redaktion: Natalja Schmidt  
Copyright © 2008 by Patricia Briggs  
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2009  
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld  
Karte: Andreas Hancock  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)  
[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

ISBN: 978-3-453-52478-1

Für Collin,  
Sammler von allem Scharfen und Spitzen,  
Drachentöter



# TRI-CITIES

NACH HERMISTON

NACH YAKIMA

NACH W. RICHLAND CITY

RICHLAND

WARDENS

HOWARD-MON-PARK

ZUR STANFORD KERNKRANTANLAGE

SIDDE

KEDNEWICK

COLUMBIA PARK

PASTCO

WERKSTATT

ONKEL-NIKETS BAR

FIDLEY

ADAMS  
MIDERS

NACH W. VALIA

SNAKE

NACH SPOKANE



**E**in Cowboy, ein Anwalt und eine Mechanikerin sehen sich zusammen *Die Königin der Verdammten* an«, murmelte ich.

Warren – der tatsächlich vor langer Zeit einmal ein Cowboy gewesen war – lachte leise und bewegte die nackten Füße. »Das klingt wie der Anfang eines sehr schlechten Witzes oder einer Horrorgeschichte.«

»Nein«, widersprach Kyle, der Anwalt, der seinen Kopf auf meinen Oberschenkel gelegt hatte. »Wenn du eine Horrorgeschichte willst, musst du mit einem Werwolf, seinem hinreißenden Geliebten und einem Walker anfangen ...«

Warren, der Werwolf, lachte und schüttelte den Kopf. »Zu verwirrend. Es gibt nicht mehr viele, die sich daran erinnern, was ein Walker ist.«

Überwiegend verwechselt man uns mit Skinwalkern. Da Walker und Skinwalker beide eingeborene amerikanische Gestaltwandler sind, ist das sogar einigermaßen verständlich. Besonders, weil ich ziemlich sicher bin, dass die Bezeichnung »Walker« ohnehin auf eine dumme weiße Person zurückzuführen ist, die den Unterschied nicht kannte.

Aber ich bin kein Skinwalker. Erstens komme ich aus dem falschen Stamm. Mein Vater war ein Blackfoot, Mitglied eines Stammes in Nordmontana, und Skinwalker kommen aus den südwestlichen Stämmen und sind überwiegend Hopi oder Navajo.

Zweitens müssen Skinwalker die Haut des Tiers tragen, in das sie sich verwandeln, für gewöhnlich ein Kojote oder Wolf, aber sie können ihre Augen nicht verändern. Sie sind böse Magier, die Krankheit und Tod bringen, wohin sie auch gehen.

Wenn ich mich in einen Kojoten verwandle, sehe ich einfach aus wie jeder andere Kojote auch. Also ziemlich harmlos im Vergleich zu vielen anderen magischen Geschöpfen, die noch im Bundesstaat Washington leben. Dieser Aspekt hatte früher nicht unwesentlich dazu beigetragen, für meine Sicherheit zu sorgen. Doch im letzten Jahr hatte sich das geändert. Nicht dass ich mächtiger geworden wäre, aber ich hatte ein paar Dinge getan, die Aufmerksamkeit erregten. Und wenn den Vampiren erst klar würde, dass ich nicht nur einen, sondern sogar zwei von ihnen getötet hatte ...

Als hätte ich ihn mit meinen Gedanken heraufbeschworen, tauchte ein Vampir auf dem Fernsehschirm auf – dieser Fernseher war so groß, dass er nicht einmal ins Wohnzimmer meines Trailers gepasst hätte. Der Oberkörper des Vampirs war nackt, und seine enge Hose klebte ein paar Zoll unter seinen sexy Hüften.

Es störte mich, dass ich bei diesem Anblick nur Furcht empfand und keine Begierde. Komisch, dass ich Vampire erst mehr fürchtete, nachdem ich welche getötet hatte. Ich träumte davon, dass Vampire aus Löchern im Boden kro-



chen und mir aus den Schatten heraus Dinge zuflüsterten. Ich träumte davon, wie es sich anfühlte, wenn ein Pflock durch Fleisch drang, und von Reißzähnen, die in meinen Arm geschlagen wurden.

Wenn es Warren gewesen wäre und nicht Kyle, dessen Kopf in meinem Schoß lag, hätte er meine Reaktion gespürt. Aber Warren hatte sich auf dem Boden ausgestreckt und konzentrierte sich auf den Bildschirm.

»Hm.« Ich schmiegte mich tiefer in die unanständig bequeme Ledercouch im Fernsehzimmer im Obergeschoss von Kyles riesigem Haus und versuchte, einen lässigen Eindruck zu machen. »Ich hatte mich schon gefragt, wieso Kyle ausgerechnet diesen Film ausgesucht hat. Wer hätte gedacht, dass es in einem Film mit dem Titel *Die Königin der Verdammten* so viele nackte Männeroberkörper zu sehen gibt?«

Warren lachte, aß eine Handvoll Popcorn aus der Schüssel, die er auf seinem flachen Bauch balancierte, und sagte dann mit rauher Stimme und etwas mehr als einer Spur von Texas-Akzent: »Du hast mehr nackte Frauen und weniger halb bekleidete Männer erwartet, Mercy? Du solltest Kyle wirklich besser kennen.« Wieder lachte er leise und zeigte auf den Schirm. »Hey, ich hätte nicht gedacht, dass Vampire gegen die Schwerkraft immun sind. Hast du je gesehen, dass einer an der Decke baumelte?«

Ich schüttelte den Kopf und sah zu, wie der Vampir sich auf zwei seiner Groupie-Opfer fallen ließ. »Aber ich traue es ihnen durchaus zu. Ich habe auch noch nie gesehen, wie sie Leute gegessen haben. Igitt.«

»Seid still. Ich mag diesen Film.« Kyle, der Anwalt, verteidigte seine Auswahl. »Viele hübsche Jungs, die sich auf

Bettlaken wälzen und in Hühthosen und ohne Hemden rumlaufen. Ich dachte, das könnte dir ebenfalls gefallen, Mercy.«

Ich schaute hinunter zu ihm – auf jeden reizenden, sonnengebräunten Zoll – und dachte, dass er viel interessanter war als einer der hübschen Männer auf dem Bildschirm. Er war wirklich.

Dem Aussehen nach entsprach er beinahe vollkommen dem Stereotyp des Schwulen, vom Gel in seinem wöchentlich geschnittenen dunkelbraunen Haar bis zu seiner geschmackvollen, teuren Designerkleidung. Wenn die Leute nicht genauer hinschauten, entging ihnen die scharfe Intelligenz, die sich hinter diesem ansprechenden Äußeren verbarg. Was, weil er nun einmal Kyle war, einen wichtigen Grund für die Fassade darstellte.

»Dieses Machwerk ist wirklich nicht schlecht genug für einen Abend des schlechten Films«, fuhr Kyle fort und störte sich nicht daran, die Ausführungen des Leinwandvampirs damit zu unterbrechen; wir sahen uns den Streifen schließlich nicht wegen der spannenden Dialoge an. »Ich hätte ja *Blade* III ausgeliehen, aber seltsamerweise war der schon weg.«

»Jeder Film mit Wesley Snipes ist es wert, ihn sich anzusehen, selbst wenn man den Ton abstellen muss.« Ich drehte und wand mich, damit ich eine Handvoll Popcorn aus Warrens Schüssel greifen konnte. Er war immer noch zu dünn; das und ein Hinken erinnerten daran, dass er nur einen Monat zuvor so schwer verletzt worden war, dass ich gedacht hatte, er würde es nicht überleben. Werwölfe sind Gott sei Dank zäh, denn sonst hätten wir ihn an einen von einem Dämon besessenen Vampir verloren. Dieser Vam-

pir war der erste gewesen, den ich getötet hatte – mit dem Wissen und der Erlaubnis der hiesigen Herrin der Vampire. Sie hatte nicht unbedingt gewollt, dass ich ihn beseitigte, aber das änderte nichts an ihrer Billigung. Sie konnte mir wegen seines Todes nichts anhaben – und noch wusste sie nicht, dass ich auch noch für einen zweiten toten Vampir verantwortlich war.

»Solange er keine Frauenkleidung trägt«, warf Warren mit seinem schleppenden Akzent ein.

Kyle schnaubte zustimmend. »Wesley Snipes mag ein wunderschöner Mann sein, aber er gibt eine verdammt hässliche Frau ab.«

»Hey«, widersprach ich und konzentrierte mich wieder auf das Gespräch. »*To Wong Foo* war ein verdammt guter Film.« Wir hatten ihn letzte Woche bei mir zu Hause angesehen.

Ein leises Summen erklang aus dem Erdgeschoss, Kyle rollte sich von der Couch und kam mit einer geschmeidigen, tänzelnden Bewegung auf die Beine, die Warren leider entging. Er konzentrierte sich immer noch auf den Bildschirm, obwohl sein Grinsen wahrscheinlich nicht die Reaktion war, die die Filmmacher bei der blutdürstigen Szene im Sinn gehabt hatten. Meine Gefühle lagen dem erwünschten Ergebnis viel näher. Es fiel mir nur allzu leicht, mir mich selbst als das Opfer vorzustellen.

»Die Brownies sind fertig, meine Lieben«, sagte Kyle. »Will jemand noch etwas trinken?«

»Nein danke.« *Es ist nur ein Film*, dachte ich, während ich den Vampir beim Bluttrinken beobachtete.

»Warren?«

Dass er seinen Namen hörte, veranlasste Warren schließ-

lich doch noch, den Blick vom Bildschirm loszureißen.  
»Wasser wäre nett.«

Warren war nicht so hübsch wie Kyle, aber er hatte den Raubein-Look wirklich drauf. Er sah Kyle mit gierigem Blick hinterher, als dieser die Treppe hinunterging.

Ich lächelte in mich hinein. Es war schön zu sehen, dass Warren endlich doch glücklich war. Aber der Blick, den er mir zuwarf, als Kyle nicht mehr zu sehen war, war ernst. Er benutzte die Fernbedienung, um die Lautstärke zu erhöhen, und als damit sichergestellt war, dass Kyle uns über den Film hinweg nicht hören würde, setzte er sich und sah mich an.

»Du musst dich entscheiden«, sagte er eindringlich.  
»Adam oder Samuel oder keiner von beiden. Aber du kannst sie nicht ewig warten lassen.«

Adam war der Alpha des hiesigen Werwolfsrudels, und manchmal ging ich mit ihm aus. Samuel war meine erste Liebe gewesen, der erste Mann, der mir das Herz gebrochen hatte, und derzeit war er mein Mitbewohner. *Nur* mein Mitbewohner – obwohl er gerne mehr als das gewesen wäre.

Ich traute keinem von ihnen. Samuels scheinbare Unbeschwertheit war eine Fassade, hinter der sich ein geduldiges und gnadenloses Raubtier verbarg. Und Adam ... nun, Adam machte mir ganz einfach Angst. Und ich fürchtete sehr, dass ich sie beide liebte.

»Ich weiß.«

Warren wandte den Blick ab, ein eindeutiges Zeichen, dass er nervös war. »Ich habe mir heute Früh die Zähne nicht mit Schießpulver geputzt, damit ich solche Bemerkungen einfach abfeuern kann, Mercy, aber die Situation

ist wirklich ernst. Ich weiß, es ist schwierig für dich, aber wenn zwei dominante Werwölfe um die gleiche Frau werben, geht das auf die Dauer nicht ohne Blutvergießen ab. Ich kenne keine anderen Wölfe, die dir so viel Freiheit gegeben hätten, wie diese beiden, aber mindestens einer von ihnen wird bald an der Situation zerbrechen.«

Mein Handy spielte das Thema aus *Hatari*. Ich holte es aus der Hüfttasche und warf einen Blick auf das Display.

»Ich glaube dir«, sagte ich zu Warren. »Ich weiß nur nicht, was ich tun soll.« Samuel und ich hatten noch andere Probleme als unsterbliche Liebe, aber das ging nur ihn und mich etwas an und nicht Warren. Und Adam ... zum ersten Mal fragte ich mich, ob es nicht einfacher sein würde, wenn ich einfach von hier wegzöge.

Das Telefon klingelte weiter.

»Das ist Zee«, sagte ich. »Ich sollte lieber rangehen.«

Zee war mein ehemaliger Boss und Mentor. Er hatte mir beigebracht, wie man einen Motor von Grund auf neu zusammenbaute – und er hatte mir die Gegenstände gegeben, die ich brauchte, um die Vampire umzubringen, die für Warrens Hinken und die Alpträume verantwortlich waren, die so deutliche Falten um seine Augen hinterließen. Für mich hatte Zee das Recht, unseren Videoabend zu unterbrechen.

»Denk einfach noch mal darüber nach.«

Ich lächelte dünn und klappte das Handy auf. »Hallo, Zee.«

Am anderen Ende war zunächst nichts zu hören. »Mercedes«, sagte er dann, und nicht einmal sein ausgeprägter deutscher Akzent konnte über das Zögern in seiner Stimme hinwegtäuschen. Etwas stimmte nicht.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte ich, richtete mich auf und stellte die Füße auf den Boden. »Warren ist auch hier«, fügte ich hinzu, damit Zee wusste, dass wir Zuhörer hatten. Es war sehr schwierig, in Gegenwart eines Werwolfs ein Privatgespräch zu führen.

»Würdest du mit mir zum Reservat rausfahren?«

Theoretisch hätte es sein können, dass er vom Umattilla-Reservat sprach, das nur eine kurze Fahrt von den Tri-Cities entfernt lag. Aber es war Zee, also meinte er wahrscheinlich das Ronald-Wilson-Reagan-Feenvolk-Reservat vor Walla Walla, besser bekannt als Feenland.

»Jetzt?«, fragte ich.

Ich sah den Vampir auf dem großen Fernseher an. Sie hatten es nicht ganz richtig getroffen, hatten nicht das *wahre* Böse abgebildet – aber es war für mich dennoch zu nahe dran. Irgendwie tat es mir nicht besonders Leid, den Rest des Films zu verpassen – oder weitere Gespräche über mein Liebesleben.

»Nein«, knurrte Zee gereizt. »Nächste Woche. *Selbstverständlich* jetzt. Wo bist du? Ich werde dich abholen.«

»Weißt du, wo Kyles Haus ist?«, fragte ich.

»Kyle?«

»Warrens Freund.« Zee kannte Warren; ich hatte vergessen, dass er Kyle noch nicht begegnet war. »Wir sind in West Richland.«

»Gib mir die Adresse. Ich finde es schon.«

Zees Pickup schnurrte über den Highway, obwohl das Auto älter war als ich. Schade, dass die Sitze nicht in so guter Verfassung waren wie der Motor – ich musste zur

Seite rutschen, um zu verhindern, dass sich eine Sprungfeder in mein Hinterteil bohrte.

Die Lichter am Armaturenbrett beleuchteten das zerfurchte Gesicht, das Zee der Welt gegenüber trug. Sein dünnes weißes Haar war ein wenig zerzaust, als wäre er gerade mit den Fingern hindurchgefahren.

Warren hatte nichts weiter über Adam oder Samuel gesagt, nachdem ich aufgelegt hatte, denn Gott sei Dank war Kyle mit den Brownies zurückgekommen. Nicht dass es mich störte, wenn Warren mir ein paar ungebetene Ratschläge gab – ich hatte mich oft genug in sein Liebesleben eingemischt, so dass er wirklich jedes Recht dazu hatte. Ich wollte nur einfach nicht mehr darüber nachdenken.

Zee und ich hatten den größten Teil der Fahrt von West Richland aus schweigend zurückgelegt, bis wir das andere Ende von Pasco erreichten. Ich kannte den alten Gremlin gut genug, um nicht zu versuchen, ihm etwas aus der Nase zu ziehen, also ließ ich ihn in Ruhe – zumindest nach den ersten zehn oder fünfzehn Fragen, die er nicht beantwortet hatte.

»Warst du schon mal im Reservat?«, fragte er abrupt, als wir auf dem Highway nach Walla Walla hinter Pasco den Fluss überquerten

»Nein.« Das Feenvolk-Reservat in Nevada freute sich über Besucher. Sie hatten ein Casino und einen kleinen Vergnügungspark gebaut, um Touristen anzulocken. Das Reservat bei Walla Walla hingegen ermutigte niemanden, der nicht zum Feenvolk gehörte, zu einem Besuch. Ich war nicht ganz sicher, ob die Feds oder das Feenvolk selbst für diesen unfreundlichen Ruf verantwortlich waren.

Zee trommelte unglücklich mit den Fingern auf dem

Lenkrad herum – Fingern, denen man deutlich ansah, dass ihr Besitzer sein Leben mit der Reparatur von Autos verbracht hatte, zäh und vernarbt, und mit so tief sitzenden Ölflecken, dass nicht einmal Bimssteinseife sie entfernen konnte.

Es waren die richtigen Hände für den Menschen, als der Zee sich ausgab. Als die Grauen Lords, die mächtigen und unbarmherzigen Wesen, die insgeheim über das Feenvolk herrschten, ihn vor ein paar Jahren gezwungen hatten, gegenüber der Öffentlichkeit zuzugeben, was er war, hatte Zee sich nicht die Mühe gemacht, sein Äußeres zu ändern.

Ich kannte ihn ein wenig länger als zehn Jahre, und dieses mürrische Altmännergesicht war das einzige, das ich je gesehen hatte. Er hatte noch ein anderes, das wusste ich. Die meisten Angehörigen des Feenvolks, die unter Menschen lebten, benutzten einen Schutzzauber, selbst wenn sie offiziell zugaben, was sie waren. Die Menschen waren einfach nicht dazu in der Lage, mit dem wahren Aussehen des Feenvolks fertig zu werden. Sicher, einige von ihnen sahen beinahe menschlich aus, aber sie alterten nicht. Zees schütter werdendes Haar und die faltige Haut mit den Altersflecken waren deutliche Anzeichen, dass er nicht sein wahres Gesicht zeigte. Seine mürrische Miene stellte allerdings keine Verkleidung dar.

»Iss oder trink nichts, wenn wir dort sind«, sagte er plötzlich.

»Ich habe die Märchen gelesen«, erinnerte ich ihn.  
»Nichts essen, nichts trinken. Niemandem einen Gefallen tun. Und ich werde mich auch bei niemandem bedanken.«



Er grunzte. »Märchen. Verdammte Kindergeschichten.«

»Ich habe auch Katherine Briggs gelesen«, widersprach ich. »Und Grimms Märchen in der ursprünglichen Fassung.« Überwiegend hatte ich versucht, dort einen Angehörigen des Feenvolks zu finden, der Zee hätte sein können. Er redete nicht darüber, aber ich denke, er war einmal eine wichtige Person. Also hatte ich eine Art Hobby daraus gemacht, herausfinden zu wollen, wer er war.

»Besser. Aber nicht viel.« Er trommelte schneller. »Briggs war eine Archivarin. Ihre Bücher sind nur so korrekt wie ihre Quellen, und die sind überwiegend gefährlich unvollständig. In den Geschichten der Brüder Grimm steht mehr der Unterhaltungswert im Vordergrund als die Wirklichkeit. Sie sind beide nur *Schatten* ...« Das Letztere sagte er auf Deutsch. »Nur Schatten der Wirklichkeit.« Dann warf er mir einen raschen, suchenden Blick zu. »Onkel Mike ist auf die Idee gekommen, dass du uns bei dieser Sache helfen könntest. Ich dachte, es wäre eine bessere Bezahlung, als du sonst erwarten könntest.«

Damit ich den Vampir töten konnte, der immer mehr von dem Dämon übernommen worden war, der ihn zu einem Zauberer gemacht hatte, war Zee bereit gewesen, sich dem Zorn der Grauen Lords auszusetzen, um mir ein paar Schätze des Feenvolks zu leihen. Ich hatte diesen Vampir tatsächlich umgebracht, und dann auch den, der ihn erschaffen hatte. Und wie in den Geschichten hat es Folgen, wenn man ein Geschenk des Feenvolks einmal zu oft benutzt.

Wenn ich gewusst hätte, dass das hier Bezahlung für

die erwiesenen Gefallen sein würde, wäre ich vorsichtiger gewesen: Als ich das letzte Mal einen Gefallen erwidern wollte, war das nicht gut ausgegangen.

»Schon in Ordnung«, sagte ich trotz des Knotens in meinem Magen.

Er sah mich mürrisch an. »Ich habe nicht daran gedacht, was es bedeuten könnte, dich nach Einbruch der Dunkelheit zum Reservat zu bringen.«

»Es gibt doch auch andere, die ins Reservat gehen«, sagte ich, obwohl ich nicht wirklich sicher war, ob das stimmte.

»Nicht Leute wie du, und nach Einbruch der Dunkelheit gibt es keine Besucher.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn ein Mensch das Reservat betritt, sieht er, was er sehen soll, besonders bei Tageslicht, wenn Menschaugen leichter zu täuschen sind. Aber du ... Die Grauen Lords haben verboten, Menschen zu jagen, aber es gibt Raubtiere unter uns, und es fällt ihnen schwer, gegen ihre Natur zu handeln. Besonders, wenn die Grauen Lords, die diese Regeln aufgestellt haben, nicht hier sind – nur ich bin hier. Und wenn du etwas siehst, was du nicht sehen solltest, wird es Leute geben, die behaupten, nur schützen zu wollen, was sie schützen sollten ...«

Erst als er ins Deutsche übergang erkannte ich, dass er überwiegend mit sich selbst geredet hatte. Dank Zee war mein Deutsch inzwischen besser als nach zwei Jahren auf dem College, aber nicht gut genug, um ihm noch folgen zu können, wenn er richtig loslegte.

Es war nach acht Uhr abends, doch die Sonne warf immer noch ihr warmes Licht auf die Bäume auf den Bergausläufern seitlich der Straße. Die größeren Bäume wa-

ren immer noch grün, aber einige kleinere Büsche zeigten schon ihre hinreißenden Herbstfarben.

Die einzigen Bäume der Stadt befanden sich in der Nähe der Tri-Cities, wo die Einwohner sie während der brutalen Sommer gossen, und in den Flusstälern. Aber als wir uns Walla Walla näherten, wo die Blue Mountains halfen, ein bisschen mehr Feuchtigkeit aus der Luft zu ziehen, wurde das Land langsam grüner.

»Das Schlimmste ist«, sagte Zee, der schließlich doch wieder zu Englisch übergang, »dass ich nicht glaube, dass du uns wirklich etwas sagen kannst, was wir noch nicht wissen.«

»Worüber?«

Er schaute mich verlegen an, was in seinem Gesicht seltsam aussah. »Ja, ich bringe alles durcheinander. Lass mich noch mal von vorne anfangen.« Er holte tief Luft und seufzte laut. »Wir haben im Reservat unsere eigenen Gesetzeshüter – dazu haben wir das Recht. Wir üben unsere Gerechtigkeit unauffällig aus, denn die Menschenwelt ist noch nicht bereit für die Möglichkeiten, die wir dazu haben. Es ist zum Beispiel nicht so einfach, einen von uns gefangen zu halten.«

»Die Werwölfe haben das gleiche Problem«, erwiderte ich.

»Das kann ich mir vorstellen.« Er nickte, ein rasches Rucken des Kopfs. »Also. In der letzten Zeit sind im Reservat einige Leute umgekommen. Und wir glauben, dass der Mörder immer derselbe war.«

»Du gehörst zur Reservatspolizei?«, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf. »So etwas haben wir nicht. Jedenfalls nicht direkt. Aber Onkel Mike sitzt im Rat. Er

dachte, deine gute Nase könnte uns helfen, und er hat mich geschickt, um dich zu holen.«

Onkel Mike betrieb eine Bar in Pasco, nur für Angehörige des Feenvolks und einige der anderen magischen Wesen, die in der Stadt lebten. Ich hatte immer gewusst, dass er über ziemliche Macht verfügte – wie sonst konnte er verbergen, dass in seiner Bar so viel Feenvolk zusammenkam? Mir war allerdings nicht klar gewesen, dass er ein Ratsmitglied war. Vielleicht hätte ich das vermutet, wenn ich gewusst hätte, dass es so etwas wie einen Rat gab.

»Könnte das nicht auch einer von euch tun?« Ich hob die Hand, um ihn davon abzuhalten, sofort zu antworten. »Es geht nicht darum, dass es mich stört. Ich kann mir erheblich schlimmere Arten vorstellen, meine Schulden zu bezahlen. Aber warum ich? Konnte Jacks Riese nicht sogar das Blut eines Engländers riechen? Was ist mit Magie? Könnte nicht einer von euch den Mörder auf magische Weise finden?«

Ich wusste nicht viel über Magie, aber ich nahm an, dass es in einem Reservat des Feenvolks jemanden gab, dessen Magie nützlicher sein würde als meine Nase.

»Vielleicht könnten die Grauen Lords Magie einsetzen, die ihnen den Schuldigen zeigt«, erwiderte Zee. »Aber wir wollen ihre Aufmerksamkeit nicht erregen – das ist zu riskant. Und andere als die Grauen Lords ...« Er zuckte die Achseln. »Dieser Mörder erweist sich als erstaunlich schwer zu fassen. Was den Geruchssinn angeht, so sind viele von uns in dieser Hinsicht nicht sonderlich begabt – das war ein Talent, das überwiegend den Tierähnlichen gegeben wurde. Sobald sie zu dem Schluss kamen, dass es sicherer für uns alle wäre, uns unter die Menschen zu mi-

schen als von ihnen getrennt zu leben, haben die Grauen Lords die meisten Tiere unter uns getötet, die die Ankunft Christi und das kalte Eisen überlebt hatten. Es gibt hier vielleicht einen oder zwei, die Leute erschnüffeln könnten, aber sie sind so machtlos, dass man ihnen nicht trauen kann.«

»Wie meinst du das?«

Er sah mich finster an. »Unsere Art ist nicht die deine. Wenn jemand keine Macht hat, um sich zu schützen, kann er es sich nicht leisten, andere gegen sich aufzubringen. Wenn der Mörder mächtig ist oder gute Beziehungen hat, würde keiner vom Feenvolk, der ihn riechen kann, es wagen, ihn zu bezichtigen.«

Er lächelte, ein säuerliches Verziehen der Lippen. »Wir können vielleicht nicht lügen ... aber es gibt große Unterschiede zwischen Wahrheit und Ehrlichkeit.«

Ich war von Werwölfen aufgezogen worden, die in den meisten Fällen eine Lüge auf hundert Schritt wittern konnten. Ich wusste alles über die Unterschiede zwischen Wahrheit und Ehrlichkeit.

Etwas an dem, was er gesagt hatte ... »Äh, ich bin ebenfalls nicht mächtig. Was passiert, wenn ich etwas sage, das andere gegen mich aufbringt?«

Er lächelte. »Du bist hier als mein Gast. Es wird vielleicht nicht zu verhindern sein, dass du zu viel siehst – und unsere Gesetze sind eindeutig, was Sterbliche angeht, die sich unter den Feenhügel wagen und dort mehr sehen, als sie sehen sollten. Aber dass du vom Rat eingeladen wurdest, der weiß, dass du nicht wirklich ein Mensch bist, sollte dir eine gewisse Immunität gewähren. Außerdem müssen sich alle, die sich aufregen, wenn du die Wahr-

heit sagst, unseren Gesetzen der Gastfreundschaft entsprechend eher an mich wenden als an dich. Und *ich* kann sehr gut auf mich aufpassen.«

Das glaubte ich ihm sofort. Zee bezeichnet sich selbst als Gremlin, was wahrscheinlich recht zutreffend ist – nur dass das Wort *Gremlin* erheblich jünger ist als Zee. Er ist einer der wenigen Angehörigen des Feenvolks, die mit Eisen umgehen können, was ihm alle möglichen Vorteile einbringt. Eisen ist für die meisten vom Feenvolk tödlich.

Es gab kein Schild an der gepflegten Seitenstraße, die vom Highway abbog. Die Straße zog sich durch kleine, bewaldete Hügel, die mich mehr an Montana erinnerten als an das unfruchtbare, von Trespe und Salbeigebüsch bedeckte Land rings um die Tri-Cities.

Wir bogen um eine Ecke, fuhren durch einen kleinen Pappelwald und erreichten dann Mauern aus zimtfarbendem Beton zu beiden Seiten der Straße, sechzehn Fuß hoch und mit Stacheldraht auf der Mauerkrone, um Besuchern noch mehr das Gefühl zu geben, dass sie hier nicht willkommen waren.

»Es sieht aus wie ein Gefängnis«, sagte ich. Die Kombination von enger Straße und hohen Mauern verursachte bei mir eine leichte Klaustrophobie.

»Ja«, stimmte Zee ein wenig verärgert zu. »Ich habe vergessen zu fragen, ob du deinen Führerschein dabei hast.«

»Ja.«

»Gut. Bitte vergiss nicht, Mercy, dass es hier im Reservat viele Geschöpfe gibt, die Menschen nicht besonders mögen – und du bist nahe genug dran, ein Mensch zu sein, dass sie dir keine Freundlichkeit entgegenbringen werden.

Wenn du zu viele Grenzen überschreitest, werden sie dich schnell umbringen und es mir erst dann überlassen, Gerechtigkeit zu verlangen.«

»Ich werde aufpassen, was ich sage«, versprach ich ihm.

Er schnaubte amüsiert, auf eine Art, die alles andere als schmeichelhaft war. »Das glaube ich, wenn ich es sehe. Ich wünschte, Onkel Mike wäre ebenfalls hier. Dann würden sie es nicht wagen, dich zu belästigen.«

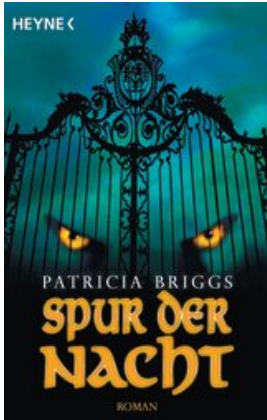
»Ich dachte, das hier wäre Onkel Mikes Idee gewesen.«

»Ja, aber er muss arbeiten und kann seine Bar heute Abend nicht verlassen.«

Wir waren wohl eine halbe Meile weiter gekommen, als die Straße plötzlich nach rechts abbog und ein Wachhaus und ein Tor in Sicht kamen. Zee hielt den Pickup an und rollte das Fenster herunter.

Der Wachposten trug eine militärisch aussehende Uniform mit einem großen BFA-Zeichen auf dem Arm. Ich kannte mich mit dem BFA (Büro für Feenvolk-Angelegenheiten) nicht gut genug aus, um zu wissen, zu welchem Zweig des Militärs sie gehörten – wenn überhaupt. Der Wachposten sah eher nach einem privaten Sicherheitsmann aus, als wäre er ein wenig fehl am Platz in der Uniform, obwohl ihm die Macht, die sie ihm verlieh, offenbar zusagte. Auf dem Abzeichen auf seiner Brust stand O'DONNELL.

Er beugte sich vor, und ich konnte Knoblauch und Schweiß wittern, wenn er auch nicht ungewaschen roch. Meine Nase ist einfach nur empfindlicher als die der meisten anderen Leute.



Patricia Briggs

**Spur der Nacht**

Mercy Thompson 3  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-52478-1

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2009

Der Mystery-Bestseller von der Autorin von „Drachenzauber“ und „Rabenzauber“: Mercy Thompson ist stolze Besitzerin einer kleinen Autowerkstatt. Und sie ist eine Walkerin – das heißt, sie verfügt über die Gabe, sich in einen Kojoten zu verwandeln. Als sie in einen mysteriösen Mordfall hineingezogen wird und auf eigene Faust ermittelt, gerät sie in tödliche Gefahr ...



[Der Titel im Katalog](#)